

Bruno Hildenbrand

Klinische Soziologie

Ein Ansatz für absurde Helden und Helden des Absurden

Zweite, aktualisierte und erweiterte Ausgabe des Studienbriefs, 2018

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	III
Abbildungsverzeichnis	VI

I Klinische Soziologie: Philosophische und sozialwissenschaftliche Grundlagen

7

1 Vorwort	8
1.1 Klinische Soziologie: Eine Herausforderung für die akademische Soziologie	9
1.2 Wozu ist die Soziologie gut? Aus Sicht von Studierenden im letzten Semester eines Bachelorstudiengangs Soziologie	10
1.3 Wissenschaft als Beruf: Eine Grundlegung der klinischen Soziologie bei Max Weber ..	11
1.3.1 Wissenschaft als Beruf: Ein notwendiger, aber nicht hinreichender Orientierungsrahmen für eine Klinische Soziologie	14
1.3.2 Klinische Soziologie und ihr Bezug zum Alltagsleben	17
1.3.3 Theorie, Technik, Praxis: Anmerkungen zur wachsenden Lebensweltvergessenheit in der Medizin und im Alltag	18
1.4 Sozialfiguren öffentlich-soziologischer Präsenz	26
1.4.1 Der Experte	26
1.4.2 Der Gesellschaftskritiker	27
1.4.3 Der Intellektuelle	28
1.4.4 Der Fachwissenschaftler hat, was gesellschaftliche Fragen betrifft, Kompetenz in den Grenzen seiner Wissenschaft	32
1.4.5 Zusammenfassung	33
2 Epochen von Versuchen, die Soziologie anzuwenden	35
2.1 Dänemark und Preußen.....	35
2.2 Deutsche Soziologie vor 1945: Beiträge aus dem Exil.....	37
2.2.1 Das Frankfurter Institut für Sozialforschung als Ignorant der praktischen Urteilskraft	37
2.2.2 Die University in Exile: Die Rehabilitation der praktischen Urteilskraft.....	39
2.2.3 Claude Lévi-Strauss an der New School for Social Research: Anmerkungen zum schwierigen Verhältnis von Phänomenologie und Strukturalismus	43

2.3	„Angewandte Soziologie“ unter Abzug der Urteilskraft. Versuche um 1970, Soziologie anzuwenden	49
2.4	Reflexion statt praktische Urteilskraft: Klinische Soziologie in Frankreich und Deutschland in den 1980er Jahren	55
2.4.1	Ulrich Oevermann: Klinische Soziologie als stellvertretende Deutung.....	55
2.4.2	Bernd Dewe: Klinische Soziologie als beratende Rekonstruktion	66
2.4.3	Pierre Bourdieu: Klinische Soziologie als innerwissenschaftliche Veranstaltung ...	67
2.5	Soziologie in Deutschland 2016.....	72
2.6	Fazit	73
3	Klinische Soziologie: Die US-amerikanische Perspektive.....	75
3.1	Louis Wirth	75
3.1.1	Wirth als klinischer Soziologe	77
3.1.2	Wirths Konzept einer Klinischen Soziologie, kritisch und aus heutiger Sicht betrachtet	81
3.1.3	Die Clinical Sociological Association	82
3.2	Die Sackgasse der „bridging concepts“ (Gouldner) und deren Auflösung in der an der Phänomenologie orientierten Soziologie (Schütz) und im Pragmatismus (Glaser und Strauss): Vorzüge der dänischen gegenüber der preußischen Lösung	89
3.3	Die Stunde der klinischen Soziologie schlägt in Zeiten des Übergangs. Der klinische Soziologe legt selbst Hand an und besichtigt im historischen Rückblick das Ergebnis	93
4	Zusammenfassung.....	110
II	Klinische Soziologie in der Praxis	111
5	Feldforschung als Schule für die Entwicklung zum Klinischen Soziologen	111
5.1	Montagmorgen in einem Institut für Soziologie in Deutschland	111
5.2	Ein beliebiger Vormittag im Department of Sociology, Berkeley, Cal.	112
5.3	Der Gruß: kulturelle Variationen	112
5.4	Der Soziologe zieht hinaus in die Welt	112
5.5	Schritte auf dem Weg vom theoretischen Soziologen zum klinischen Soziologen	114
5.6	Feldforscher und klinische Soziologen als „marginal men“	116
5.7	Eine nicht-cartesianische Biografieforschung als Ansatz für die Klinische Soziologie .	120

6	Auf wessen Seite steht der klinische Soziologe?	130
6.1	Die Opferlastigkeit soziologischer Menschenbilder.....	130
6.2	Die Frage „Auf wessen Seite stehen wir?“ ist falsch gestellt	132
6.3	Ob sich der klinische Soziologe auf eine Seite stellt, und auf welche, hängt vom Fall ab 137	
 III Der klinische Soziologe als absurder Held		142
7	Der dornige Weg des klinischen Soziologen	142
7.1	Ein Test auf die Tragfähigkeit meines Konzepts einer klinischen Soziologie.....	142
7.2	Chronische Krankheit, Krise und biografische Bewältigung.....	143
8	Der klinische Soziologe als absurder Held	155
8.1	Der klinische Soziologe als Held des Absurden	159
9	Integratives Diagramm	167
Literaturverzeichnis.....		169

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Institutionengeschichte, Drogenkarriere, Deliktgeschichte, Symptomgeschichte Sascha Kucharczyk	124
Abbildung 2: Genogramm von Sascha Kucharczyk	129
Abbildung 3: Krankheitsbewältigung als Prozess	146
Abbildung 4: Maultier am Karren	155
Abbildung 5: Marginal Man und Klinischer Soziologe	168

I Klinische Soziologie: Philosophische und sozialwissenschaftliche Grundlagen

Aus dem Poesiealbum der Klinischen Soziologie

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter im Strom der Welt“
(J.W. Goethe, Torquato Tasso, 1. Aufzug, 2. Auftritt)

„Die Welt ist nicht da, um von uns erkannt zu werden, sondern uns in ihr zu bilden“
(Georg Christoph Lichtenberg, Aphorismen 1789-1793)

„Ob wir in der Welt was schaffen, oder nur die Welt begaffen, das tut, das tut was dazu“
(Das Bürgerlied, aus dem Vormärz, um 1845)

„Der Plan folgt dem Gelände, nicht das Gelände den Plan“
(Sebastien Le Pretre de Vauban, wie zitiert auf einer Gedenktafel in Mont-Louis, der von ihm geplanten Festungssiedlung, P.-O., France)

„Wer das Leben verstehen will, muss sich am Leben beteiligen. Wir sagen aber auch, wer sich am Leben beteiligen will, muss es verstehen“
(Viktor von Weizsäcker, Der Gestaltkreis, 1973, S. 257)

„Einzig engagiert ist der Künstler, der zwar keineswegs den Kampf ablehnt, wohl aber sich weigert, sich den regulären Truppen anzuschließen, d.h. der Frantireur“ (Freischärler B.H.)
(Der Künstler und seine Zeit, Vortrag an der Universität Uppsala 1957, in: Albert Camus, Fragen der Zeit, Rowohlt 1960, S. 289)

1 Vorwort

„Ein Studium im Fachbereich Literaturwissenschaften führt bekanntermaßen zu so ziemlich gar nichts außer – für die begabtesten Studenten – zu einer Hochschulkarriere im Fachbereich Literaturwissenschaften. Wir haben es hier im Grunde mit einem recht ulkigen System zu tun, das kein anderes Ziel hat, als sich selbst zu erhalten“ (Houellebecq 2016, S.13.) Dieser Satz könnte so auch über die Soziologie im Großen und Ganzen geäußert werden. Jedoch stimmt die Fortsetzung für die Soziologie nicht: „Über 95% Ausschuss nimmt man in Kauf“ (ebd., S. 16). Houellebecq selbst hat Agrarwissenschaft studiert. Mittlerweile fristet er seinen Lebensunterhalt als Schriftsteller. Damit gehört er zu dem von ihm selbst so bezeichneten „Ausschuss“ – ein Begriff, den man gerne vermeiden möchte. Außerdem kommt man immer wieder zu erstaunlichen Ergebnissen, wenn man der Frage nachgeht, wo Absolventen eines Studiums der Soziologie, die nicht selbst wieder in den soziologischen akademischen Kreislauf eingespeist werden, verbleiben.

Viele von ihnen tauchen wieder auf in Politik, in den Medien, in Verbänden, vorzugsweise in Wohlfahrtsverbänden oder bei der Bertelsmann-Stiftung, tragen dort zur „kulturellen Hegemonie der Soziologie“ (Mai 2017, S. 7) bei, und je nachdem, wie und wo sie Soziologie studiert haben, haben sie weder während des Studiums noch später in ihrer beruflichen Praxis einen gesellschaftlich Handelnden gesehen, über den sie so ausführlich Auskunft zu geben verstehen.

In diesem Text verfolge ich ein anderes Konzept. Mein Ziel ist es, Soziologen¹ von Anfang an die Soziologie aus der Perspektive von gesellschaftlich Handelnden nahe zu bringen. Im ersten Teil lokalisiere ich die Klinische Soziologie in der theoretischen soziologischen Diskussion und bemühe mich, überall, wo es möglich ist, Beispiele aus meiner Praxis als Klinischer Soziologe einzustreuen. Wer die Geduld nicht aufbringen und gleich zur Sache kommen will, kann mit Teil zwei beginnen. Er wird dort auf ungeklärt scheinende Voraussetzungen stoßen, die dann entsprechend im ersten Teil nachzulesen sind.

Im zweiten Teil konzentriere ich mich also auf meine Praxis als klinischer Soziologe. Dabei beschränke ich mich auf meine eigenen Erfahrungen, die ich kenne und für die ich entsprechend einstehen kann.

Diese eigenen Erfahrungen stammen aus meiner Berufstätigkeit in psychiatrischen Einrichtungen vor und nach der Promotion. Erste Erfahrungen im Umgang mit Sozialbehörden hatte ich bereits erwerben können, als ich mit meinem Kommilitonen Rupprecht Thorbecke anfangs der 1970er Jahre den Konstanzer Universitätskindergarten gründete. Rupprecht ging später in die Neurologie, von seinen Erfahrungen dort habe ich manches gelernt. Weitere Erfahrungen in klinischer Soziologie verschaffte mir die Mitarbeit im Ausbildungsinstitut für systemische Therapie und Beratung in Meilen/Zürich, von wo aus sich andere Wege eröffneten: Darunter in die landwirtschaftliche Betriebsberatung. Als Fachleiter für Arbeit mit psychisch Kranken und Suchtkranken an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen hatte ich Zugang zu einer Vielzahl von Einrich-

¹ Vgl. Fußnote 2.

tungen für psychisch Kranke weit über Baden-Württemberg hinaus, bis in die Schweiz und nach Frankreich. Ich werde in diesem Teil auf diese Erfahrungen in dem Umfang eingehen, wie es erforderlich ist, um wesentliche Merkmale der Tätigkeit eines Klinischen Soziologen zu umreißen und auf den Punkt zu bringen. Wer mehr darüber wissen will, kann die Texte lesen, die ich zu diesen Erfahrungen geschrieben habe: Es ging immer um das Grenzgängertum zwischen einer inner- und außeruniversitären Perspektive, vor allem um die Aufgabe, meinen wissenschaftlichen Auftrag als Soziologe durch Erfahrungen in der gesellschaftlichen Praxis mit empirischem Material zu unterfüttern. Diese Settings habe ich immer als mein Labor betrachtet, als Orte der Erfahrung für Theoriebildung und Lehre.

Diese Berufsbiografie, wie ich sie hier vorstelle, ist nicht wiederholbar. Die Zeiten haben sich geändert. Jedoch vermute ich, dass außerhalb der Psychiatrie und in Bereichen, die mit dem Sozialwesen nichts zu tun haben, genügend Tätigkeitsfelder für klinische Soziologen übriggeblieben sind.

1.1 Klinische Soziologie: Eine Herausforderung für die akademische Soziologie

Manche Soziologen schreiben nur für andere Soziologen. Das nennt man dann einen selbstbezüglichen Diskurs. Getretener Quark wird breit, nicht stark, pflegte Goethe in Anlehnung an eine fernöstliche Weisheit dazu zu sagen. Am Quarktreten will ich mich nicht beteiligen, weitere Teilnehmer am allgemeinen Geschnatter benötigt die Soziologie nicht.

Andere schreiben für ein allgemeines Publikum und bedienen sich dabei gern des pastoralen „Wir“. So machen sie sich an jedermann heran, täuschen Teilhabe vor und werden unter der Hand zu Wanderpredigern und Produzenten von Besinnungsliteratur.

Wieder andere schreiben parteiisch im Wortsinne. Im Kontext der Soziologie heißt das notorisch: Den linken Zeitgeist bedienen. So weiß dann jeder, zu welchem Rudel der Schreibende gehört, das reduziert die Komplexität. In seinem Rudel fühlt sich jeder wohl. Wenn man sich als Soziologe in seinem Rudel (zu) wohl fühlt, sollte man „aufstehen und den häuslichen Herd verlassen“. Denn Theoriegebäude sind „ein schlechter Heimatersatz“. (Bahrtdt 1994, S. 195). Kurz: ich halte mich für einen rudelfreien Soziologen und bemühe mich, ein solcher zu bleiben. Das Rudel der Klinischen Soziologen ist so unscheinbar geworden, dass die Chancen gut stehen, diesen Vorsatz in die Tat umsetzen zu können.

Um nichts von alledem (Selbstbezüglichkeit, Predigertum, die eigenen edlen Gedanken regelmäßig zur Schau stelle)n geht es hier: Ich will den Möglichkeiten nachgehen, die die Soziologie bereithält, um an den Alltag heranzurücken und dort aktiv zu werden. Nicht, um die Welt zu verbessern; das können andere – meist verbal – besser. Die hier zu backenden Brötchen sind deutlich kleiner.

Ich stelle mir vor, dass es mit einem angemessenen, vor allem bescheidenen soziologischen Blick möglich sein müsste, im Austausch mit Alltagshandelnden an der Glättung der unvermeidlichen Unebenheiten, die allenthalben menschliches Leben (allein und mit anderen) irritieren und beim

Verfolgen von Handlungsentwürfen an den Rand des Scheiterns bringen, zu assistieren – mehr nicht. Das ist Arbeit im Kleinen, nicht an den großen Systemen. Ein Mandat, Vorschriften für ein gutes Leben zu verteilen, habe ich als Klinischer Soziologe nicht. Dafür sind andere Berufe da.

Dieser Studienbrief ist durchzogen von Beispielen, die zeigen, wie ich als Soziologe das mir begegnende Alltagsleben verstehend zu durchdringen versuche und der Frage nachgehe, welcher soziologisch informierte Beitrag zu leisten wäre, damit die Dinge besser laufen. In den genannten Beispielen führen diese Fragen mitunter auch zu Antworten.

Jedoch (um einen Landwirt zu zitieren, dem so manches im Leben danebenging, ohne dass ihm das anzulasten wäre): „Irgendwas macht man ja im Leben, auch wenn es keinen Sinn hat.“ So kann es leicht geschehen, dass der klinische Soziologe zum absurden Helden und zum Helden des Absurden wird. Sisyphos, von der Warte des Albert Camus aus gesehen, weiß, was zu tun ist.

1.2 Wozu ist die Soziologie gut? Aus Sicht von Studierenden im letzten Semester eines Bachelorstudiengangs Soziologie

Mein letztes Seminar am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena galt dem Thema Klinische Soziologie. Die Teilnehmer² sollten sich in einer Gruppenarbeit vorstellen, sie müssten ihrer Großmutter erklären, was Soziologie sei und wofür sie gut sei.

² Üblicherweise stehen an dieser Stelle Bekenntnisse bzw. Anweisungen der folgenden Art: „Wo im Folgenden das weibliche Geschlecht gemeint ist, ist das männliche mitzulesen, und umgekehrt.“ Inzwischen lehnt aber die aktuellste Strömung des Feminismus, der Xenofeminismus, die Existenz von Geschlechtern überhaupt ab bzw. fordert: „Lasst Hunderte von Geschlechtern blühen.“ Solange diese Frage nicht geklärt ist, kann man von mir keine „geschlechtergerechte Sprache“ erwarten. Gerechtigkeit gibt es ohnehin nur im Himmel, darauf hat bereits Emile Zola hingewiesen: „Da der liebe Gott tot war, mußte die Gerechtigkeit das Glück der Menschen sichern, indem sie die Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen ließ“ (Zola 1983, S. 185f.). Dass daraus bis jetzt nichts geworden ist, ist bekannt. Kurzum: Es gibt derzeit keine Lösung für die Frage, wie man sprachlich einer Hundertschaft von Geschlechtern gerecht werden kann. Man könnte gegen den Xenofeminismus auch einwenden, mit einer „geschlechtergerechten“ Sprache im heutigen Verständnis wäre immerhin ein Anfang gemacht. Aber dann hat man immer noch nicht jene Menschen erfasst, die sich gerade in einem Transgender-Prozess befinden. Jeder Leser möge selbst entscheiden, wie er/sie verfahren will, und selbst bestimmen, wie er angesprochen werden will. In Zeiten des Individualismus sollte dies keine unüberwindbare Hürde darstellen.

Gabriele Sorgo von der Universität Klagenfurt weist mich darauf hin, dass sich die Gleichberechtigung der Geschlechter noch nicht überall herumgesprochen habe, weshalb es vorerst noch sinnvoll sei, an einer geschlechtergerechten Sprache festzuhalten. Ich stimme ihr zu, aber nicht um den Preis der Sprachverhunzung.

Ergänzung aus aktuellem Anlass: Inzwischen hat das Bundesverfassungsgericht die Existenz eines dritten Geschlechts festgestellt. Leider sind die VertreterInnen der strengen Observanz in Sachen gerechter Sprache dem noch nicht nachgekommen, auch die sonst so eifertigen Vertreter schwächeln. Es gibt noch keine Vorschläge, die dem Richterspruch gerecht würden. Man ist derzeit mit einem wichtigeren Thema befasst: Die Nationalhymne muss dringend geschlechtergerecht umformuliert werden. Wir haben jetzt kein Vaterland mehr, sondern ein Heimatland (man kann ja in Berlin nicht wissen, dass der Ausdruck Heimatland im Alemannischen auch als Kraftausdruck benutzt werden kann). Aber ich will nicht nur meckern, sondern auch einen konstruktiven Beitrag zu dieser Debatte leisten: Man könnte auch, insofern man die Sprachverhunzung nicht scheut, schreiben: Vertreter, Vertreterinnen und Vertreteranen.

Die meisten Studierenden an diesem Institut stammen aus dem ländlichen Umfeld Jenas, nicht selten sind sie die ersten ihrer Familie, die eine Universität besuchen. Entsprechend erklärungsbedürftig dürfte in der Familie die Wahl des Faches Soziologie sein. Mit einem Studium im Fach Maschinenbau würden die Eltern/die Großmutter mutmaßlich mehr anfangen können, vielleicht verwechseln sie auch die Soziologie mit dem Sozialismus. - Diese Vermutung ist nicht zu weit hergeholt: Es hat nach der Wende eine Weile gedauert, bis die Mitglieder des Senats dieser Universität durchwegs verstanden, dass Soziologie nicht unbedingt etwas mit Sozialismus zu tun haben muss.

Ich bildete vier Gruppen, in denen die gestellte Aufgabe bearbeitet werden sollte. Jede Gruppe hatte eine Stunde Zeit, die gestellten Fragen zu diskutieren und ihre Ergebnisse auf einem Flip-Chart-Bogen festzuhalten.

Bevor ich nun die Antworten der Studierenden zur Kenntnis gebe, gilt es zu berücksichtigen, welche Erfahrungen sie mitbringen. Zum Standardprogramm des Bachelorstudiengangs gehörten damals zwei Einführungsveranstaltungen: Die eine zur Mikrosoziologie, die andere zur Makrosoziologie. Meine Gruppenarbeit hatte gewissermaßen als Nebenergebnis eine Einschätzung, was Studierenden in vier Semestern an soziologischer Identität zu vermitteln ist.

Die Ergebnisse sind ernüchternd. Drei der vier Gruppen beginnen mit einer Tautologie und stellen fest, dass die Soziologie eine Wissenschaft sei. Jedoch schwanken die Studierenden zwischen gesellschafts- und handlungstheoretischen Ansätzen, in konventioneller Sprache zwischen Makro- und Mikrosoziologie.³ Nach vier Semestern Soziologiestudium wird man kaum mehr erwarten dürfen, woran sich zeigt, dass die Vorstellungen von Bildungsbürokraten, in vier Semestern sei ein Soziologiestudium mit Berufsqualifizierung zu vermitteln, in die Irre gehen.

Wenn es aber um die Frage geht, wozu die Soziologie gut sein soll, sind sich die Arbeitsgruppen einig in Vorstellungen aus dem Genre der Weltverbesserung.

1.3 Wissenschaft als Beruf: Eine Grundlegung der klinischen Soziologie bei Max Weber

Alle diese Studierenden haben Gelegenheit gehabt, in meiner einführenden Vorlesung meinen Vorschlag aufzugreifen, in der vorlesungsfreien Zeit gründlich den Vortrag von Max Weber „Wissenschaft als Beruf“ zu lesen und zu diskutieren.

³ Diese Unterscheidung ist, je nach theoretischer Grundlegung der Soziologie, die man verfolgt, unsinnig. Ich selbst bot durchweg die Vorlesung: Mikrosoziologie an. Das entsprach auch der Denomination meiner Professur. Dort diskutierte ich zu Beginn ausführlich den soziologischen Klassiker: Peter Berger und Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (1971). Wer dieses Buch studiert hat, wird in der Unterscheidung zwischen Mikro- und Makrosoziologie keinen soziologischen Erkenntniswert mehr erkennen können.

Ich beziehe mich nun ausführlich auf die wesentlichen Inhalte dieses Vortrags⁴ und gehe auf dessen Kerngedanken ein, denen sich jeder Ansatz einer klinischen Soziologie stellen muss, auch wenn wir heute in einer anderen Zeit leben:⁵

„Dass Wissenschaft heute ein fachlich betriebener ‚Beruf‘ ist im Dienst der Selbstbestimmung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt – das freilich ist eine unentrinnbare Gegebenheit unserer historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können. Und wenn nun wieder Tolstoj in Ihnen aufsteht und fragt: ‚wer beantwortet, da es die Wissenschaft nicht tut, die Frage: was sollen wir denn tun? Und: wie sollen wir unser Leben einrichten?‘ (...) dann ist zu sagen: nur ein Prophet oder ein Heiland (in damaliger Sprache: Jesus Christus – B. H.). Wenn der nicht da ist oder wenn seiner Verkündigung nicht mehr geglaubt wird, dann werden Sie ihn ganz gewiss nicht dadurch auf die Erde zwingen, dass Tausende von Professoren als staatlich besoldete oder privilegierte kleine Propheten in ihren Hörsälen ihm seine Rolle abzunehmen versuchen“ (Weber 1995, S.40).

Weber spricht hier vor Studierenden und muss nicht zum Thema machen, dass die bürokratische Herrschaft moderner Staaten einer Rationalisierung bedarf, die durch Wissenschaften gewährleistet wird. Was die Studierenden betrifft, muss der Soziologe heute nicht mehr als Kathederprophet auftreten (auch wenn manch einer von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch macht); dafür bieten ihm Feuilletons und Talkshows angemessene Podien, und wem das nicht reicht, kann sich immer noch im Namen der SED-Erbengemeinschaft, die unter dem Namen „Linkspartei“ auftritt, als Bundespräsidentenkandidat aufstellen lassen. - In den erwähnten Feuilletons und Talkshows erwartet die Öffentlichkeit von der Soziologie Sinngebung. Im Unterschied zu den Zeiten Max Webers ist die Konkurrenz für die Soziologie allerdings größer geworden. Die Psychologie und die Kulturwissenschaften beginnen, der Soziologie den Rang abzulaufen. Es gilt jedoch heute immer noch, wie schon zu Max Webers Zeiten, dass der Soziologe auf Grundlage seiner wissenschaftlichen Erkenntnis etwas zu sagen hat:

„Er kann Ihnen ferner natürlich sagen: wenn Sie den und den Zweck wollen, dann müssen Sie die und die Nebenfolgen, die dann erfahrungsgemäß eintreten, mit in Kauf nehmen“ (ebd. 1995, S.38).⁶

Der Soziologe kann also

⁴ Zum lebensgeschichtlichen und historischen Kontext vgl. Marianne Weber (1989), S. 608-612. Max Weber hielt den Vortrag 1919 aufgrund der Einladung von Studenten, also nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und unter dem Eindruck der Münchner Räterepublik.

⁵ Ich zitiere nach der Reclam Ausgabe, Stuttgart 1995. Diese Fassung ist identisch mit der in den „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“, UTB 1492, S. 582-613, enthaltenen Fassung.

⁶ Jürgen Habermas bezeichnet dies als das „dezisionistische“ Modell. Inzwischen habe sich das Abhängigkeitsverhältnis des Fachmanns vom Politiker umgekehrt. Das wäre dann das „technokratische“ Modell. „Die neuen Verfahren, die die Rationalisierung der Herrschaft auf ihrer zweiten Stufe charakterisieren, bringen nämlich die mit der Entscheidung praktischer Fragen verknüpfte Problematik keineswegs ohne Rest zum Verschwinden“ (Habermas 1970, S. 123).

„den Einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns.“ (ebd. 1995, S. 39).

Max Weber schließt mit den Worten, dass wir als Wissenschaftler:

„an unsere(r) Arbeit gehen und der ‚Forderung des Tages‘ gerecht werden (sollen) – menschlich sowohl wie beruflich. Die aber ist schlicht und einfach, wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der *seines* Lebens Fäden hält“.

Dieser Satz klingt zunächst einmal kryptisch, nicht jedermann ist mit Nietzsche vertraut (im letzten Abschnitt dieses Studienbriefs werde ich darauf zurückkommen). Karl Jaspers, Webers Heidelberger Kollege, hat diesen Satz wie folgt aufgeschlüsselt:

„Das Wagnis der Blamage, dass Sicheinsetzen selbst auf die Gefahr des Lächerlichwerdens, um dort, wo die Welt herantritt, die Substanz des Seins zu retten, war der Ausdruck eines geschichtlich gegenwärtigen Verantwortungsbewusstseins. Es muss geschehen, was hier und jetzt wahr ist. Das Gehenlassen, das Unerheblich- und Kleinfinden der Dinge ist der Weg zum Nichtsein, zum inneren Zerschneiden der Welt“ (Jaspers 1988, S. 106).⁷

Deshalb muss man an die Arbeit gehen, denn „nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor“ (Weber 1995, S.13).

Und schließlich setzt Weber an das Ende seines Vortrags ein Zitat aus dem Buch Jesaja, eines Propheten (Jesaja 21.7-22.2), das sich auf die Situation der Israeliten in Ägypten, eine Situation der Nacht, bezieht:

„Es kommt ein Ruf aus Se_ir in Edom: Wächter, wie lang noch die Nacht? Der Wächter spricht: es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein andermal wieder“ (Weber 1995, S. 45).

Gesellschaftstheoretiker und sonstige Zeit-Diagnostiker, besonders Propheten aller Art (auch Katastrophenpropheten) sollten sich dies zur Mahnung nehmen. Denn Prognosen und Prophe-
tien unterscheiden sich dadurch, dass

„langfristige Prophetien aus bedingten wissenschaftlichen Prognosen nur dann abgeleitet werden können, wenn sie sich auf Systeme beziehen, die als isoliert, stationär und zyklisch beschrieben werden können. Solche Systeme sind jedoch in der Natur sehr selten; und die moderne Gesellschaft gehört sicherlich nicht dazu“ (Popper 1968, S. 117).

⁷ Wenn wir einmal von Jaspers' existenzphilosophisch aufgeladener Deutung dieses Zitats absehen (auch das Thema Wahrheit wird heute anders diskutiert, und schon Max Weber wies in diesem Vortrag darauf hin, dass wissenschaftliche Tätigkeit nicht geeignet sei, stabile Wahrheiten hervorzubringen): „Warum betreibt man etwas, das in der Wirklichkeit nie zu Ende kommt und kommen kann?“ (Weber 1995, S.17), bleibt immer noch genug übrig, welches rechtfertigt, Jaspers überhaupt zu zitieren: Auch der Wissenschaftler, selbst wenn er endgültige Wahrheiten nicht zustande bringen kann, ist gehalten, alles auf eine Karte zu setzen und seine Tätigkeit bitter ernst zu nehmen. Er soll seinen Beruf unermüdlich betreiben und nicht resignieren, wenn es schwierig wird, vgl. Gadamer (1993), S. 12ff. Der Wissenschaftler ist also notwendig und unausweichlich in der Situation des Sisyphos. Ich werde darauf zurückkommen.

Klinische Soziologen allerdings wären schlecht beraten, würden sie den Fragenden so schroff abweisen, wie der Wächter bei Jesaja das tut. Sie können ja froh sein, wenn überhaupt jemand kommt und nach Orientierung fragt. Der Klinische Soziologe würde die Frage zum Anlass nehmen, um mit dem Fragenden in eine Interaktion einzutreten. Das wäre auch durch die Version einer späteren als der von Weber benutzten Bibelübersetzung (Zürcher Bibel 2007) gedeckt, wo es heißt: „Wollt ihr fragen, so fragt! Kommt wieder!“

1.3.1 **Wissenschaft als Beruf: Ein notwendiger, aber nicht hinreichender Orientierungsrahmen für eine Klinische Soziologie**

Max Weber hat in besagtem Vortrag elementare Linien für das Selbstverständnis von Wissenschaftlern gezogen, aber – und das ist ihm nicht zu verdenken – er ist einigen seiner Gedanken nicht auf den Grund gegangen. Woher will man beispielsweise als Soziologe wissen, was die erwünschten und nicht erwünschten Folgen eines Handelns sind? Dazu müsste man den Kontext dieses Handelns kennen und näher bestimmen können, was aus Sicht des Handelnden und in seinem Milieu (seinem Handlungsfeld) als erwünscht bzw. nicht erwünscht gilt, kurz: was *relevant* ist, und zu welchem *Zeitpunkt* dies der Fall ist. Weber hat zwar auf einem *empirischen* Zugang zur sozialen Wirklichkeit bestanden, jedoch konzentrierte sich dieser Zugang auf Beobachtungen, auf das Erstellen von Statistiken und auf das Nachdenken über die so erhaltenen Daten. Dabei ist viel herausgekommen, man denke nur an Webers Studie über die ostelbischen Landarbeiter und über die Psychophysik der industriellen Arbeit. Es ist jedoch nicht bekannt, dass Max Weber mit den Akteuren, die ihn interessiert haben, gesprochen hat, um sich nach deren Sicht der Dinge zu erkundigen. Es scheint, als habe ihm der reflexive Zugriff genügt. Diese Vorgehensweise, verbunden mit entsprechenden Methoden der empirischen Sozialforschung, kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf, dann erst standen die erforderlichen technischen Hilfsmittel zur Verfügung (Bergmann 1985). Falls aber Max Weber doch mit den Subjekten seiner Untersuchungen kommuniziert hat, hat er darüber nicht berichtet.

Die Kritik an Max Weber soll hier nicht weiter vertieft werden, das für die vorliegenden Zwecke Nötige ist gesagt.

Zu einem anderen Gesichtspunkt: Max Weber vertieft nicht die Frage, wie es mit dem Spezialistentum im Erkennen menschlicher Lebenslagen aussieht. Sein Thema ist, dass der moderne Staat auf das bürokratisch organisierte Fachmenschentum angewiesen ist. In dieser Hinsicht haben sich in der Neuzeit Professionen, zunächst auch die „Freien Berufe“ genannt, ausgebildet, aber zu den Zeiten, als „Wissenschaft als Beruf“ entworfen und vorgetragen wurde, war von einer Professionalisierungstheorie, mit deren Details ich mich hier nur am Rande und in dem Maße, wie das erforderlich ist, beschäftigen will, noch nicht die Rede. Weber spricht von Beruf und schließt damit an das alteuropäische Verständnis des Berufsgedankens seit Luther an.

Mit dem Bezug auf Karl Jaspers (vgl. Fußnote 7) habe ich den Scheinwerfer auf einen Ort gerichtet: auf Heidelberg, den ein bestimmter *genius loci* auszeichnet (mehr dazu bei Kaube 2014, 15. Kap.). Max Weber hat in Heidelberg ab 1882 studiert und dort Verwandtenkontakte gepflegt. Im Wintersemester 1884/1885 hat er in Berlin weiterstudiert und sein Studium in Göttingen

1885 beendet. Im Sommer 1897 wurde er auf den Heidelberger Lehrstuhl des Ökonomen Karl Knies berufen. Unterbrochen durch eine seelische Erkrankung,⁸ die viele Jahre währte und die er teils durch Reisen linderte, während der er als Privatgelehrter tätig war, nachdem man ihn von seinen Pflichten als Hochschullehrer entbunden hatte, nimmt er 1919 einen Ruf nach München an, wo er 1920 stirbt. Einen Ruf nach Berlin hatte er schon früher ausgeschlagen; denn es lag ihm daran, von der in Baden herrschenden liberalen Gesinnung zu profitieren – über deren sozialstrukturellen Grundlagen er sich andernorts, in einem Vortrag über die ländliche Arbeitsverfassung (Weber 1988, S. 444), gleich zu Beginn abfällig äußert.

Karl Jaspers wechselte zur Zeit des Todes von Max Weber krankheitsbedingt von der Psychiatrie zur Philosophie. Solange Weber in Heidelberg lebte, bestand enger Kontakt zwischen Weber und Jaspers.

In diesem wissenschaftlichen Milieu entstand auch die anthropologische Medizin.⁹ Dieses Etikett bezieht sich nicht nur wörtlich auf „Wissenschaft vom Menschen“, sondern auch auf eine „dem Menschen gemäße Wissenschaft“ (Blankenburg 1978, S. 17).

„Dem Menschen gemäß“ heißt dabei zweierlei: „1. Das im Sinne einer ärztlichen Ethik gegenüber dem Menschen zu Ver-antwortende und zugleich 2. das dem Gegenstand ‚Mensch‘ methodologisch Ent-sprechende“ (Blankenburg 1978, S. 17).

Wer in den letzten Jahren die Entwicklung der Medizin als Beobachter oder als Patient verfolgt hat, wird feststellen müssen, dass in der „modernen Medizin“ die Kerngedanken einer anthropologischen Orientierung verloren gegangen sind. Auch das, was heute als Psychosomatik bezeichnet wird, hat vielfach mit dem, was die Gründer intendierten, nur noch wenig zu tun. Der Gegenstand Mensch verschwindet heute hinter der Logik der großen Zahl, und die präferierten methodischen Zugänge massenstatistisch angelegter Korrelationsstudien werden dem konkreten Individuum, das einen Arzt aufsucht, nicht gerecht. Naturwissenschaftliche Zugänge haben heute die Oberhand gewonnen. Biografische Betrachtungsweisen, die Karl Jaspers in seiner „Allgemeinen Psychopathologie“ (1973) bereits im dritten Kapitel vorschlägt, müssen hinter den bildgebenden Verfahren und dem dominanten Erklärungsparadigma Genetik zurückstehen.

Ein Beispiel: Als Soziologe in der von Wolfgang Blankenburg geleiteten psychiatrischen Klinik der Philipps-Universität Marburg arbeitete ich auf einer psychiatrischen Aufnahmestation. Von neu aufgenommenen Patienten wurde routinemäßig ein Blutbild erstellt, der Stationspfleger verbrachte seinen Vormittag damit, auf einem Formblatt alle Werte zu markieren, die einer vorgegebenen Norm nicht entsprachen. Von einer „individuellen Norm“ im Unterschied zur „absoluten Norm“ (Blankenburg 1980) war hier nicht die Rede. Bis ein an der anthropologischen

⁸ Eine psychiatrisch kenntnisreiche Analyse der Erkrankung von Max Weber auf Grundlage seiner Krankenakten haben Jörg und Sabine Frommer 1993 vorgelegt. In den derzeit vorliegenden Biografien zu Max Weber wird diese Literatur nicht berücksichtigt. Das ist schade, denn sie gibt Aufschluss über manche Merkwürdigkeiten im Verhalten von Max Weber.

⁹ Wie dieser thematische Schwenk motiviert ist, wird gleich verständlich werden.

Medizin geschulter Arzt die Stationsleitung übernahm. Nun galt: Bevor ein Blutbild angefordert werden konnte, musste der entsprechende Assistenzarzt begründen, warum er die dort enthaltenen Informationen für wichtig hielt, und er musste angeben, welche Ergebnisse er aufgrund seiner bisherigen Begegnungen mit dem Patienten erwartete. Das sind komplexe Ansprüche, die voraussetzen, dass der Arzt dem Patienten im Sinne Martin Bubers „begegnet“ (Hildenbrand 2017a), ihn anschaut oder anfasst.¹⁰

Ihren Platz fand die anthropologische Medizin in der Psychosomatik (Viktor von Weizsäcker 1973; Dieter Wyss 1987) wie auch in der Psychiatrie (Hubertus Tellenbach 1976; Walter von Baeyer 1978; Alfred Kraus 1978; Wolfgang Blankenburg 1971; Ludwig Binswanger 1957). Ab 1946 lehrte Viktor v. Weizsäcker das Fach psychosomatische Medizin an der Universität Heidelberg, er hat die biografische Orientierung auf Krankheit und Gesundheit, die bei Karl Jaspers schon anzutreffen war, weiterentwickelt (Janz 1999). In seinem Aufsatz über „Krankengeschichte“ schreibt v. Weizsäcker: Die Krankengeschichte

„ist nicht die Beschreibung des Krankhaften, das objektiv passiert ist – nicht Nosografie – sondern sie ist die Betroffenheit des Lebens selbst in dem Kranksein; dieses Leben selbst kann immer nur das Leben *dieses wirklichen Menschen* sein“ (von Weizsäcker 1999, S. 177, Hervorh. i. O.).

Die anthropologische Medizin hat infolgedessen eine natürliche Affinität zur Soziologie. Das ist auch der Grund dafür, dass Wolfgang Blankenburg bei seinem Ruf nach Marburg eine Arztstelle mit einem Soziologen (mit mir) besetzte und darum bemüht war, an dieser Klinik soziologische Forschung – nicht irgendeine, sondern eine phänomenologisch orientierte, mehr dazu weiter unten in diesem Kapitel, zu etablieren.¹¹ Und umgekehrt kann der Soziologe von der Zugangsweise zu Patienten, die die anthropologische Psychiatrie kennzeichnet, viel lernen – falls der soziologische Blick von Peter Berger und Thomas Luckmann¹² angeleitet ist.

„Krankheit und soziale Lage“ war damals das vorherrschende Thema der Medizinsoziologie in Marburg. Um dieses Thema zu bearbeiten, war es nicht nötig, Patienten zu sehen - das änderte

¹⁰ Ein Medizinerwitz heute lautet: „Schreiten wir zum Äußersten. Fassen wir den Patienten an“.

¹¹ Ich nahm Blankenburgs Einladung, mit ihm, Peter Matthiessen, Klaus Brücher sowie dem Psychologen Ulrich Ertel an die Marburger Universitätspsychiatrie zu gehen, gerne an, später kam eine sowohl in Medizin als auch in Soziologie promovierte Kollegin, Monika Begemann, dazu. Ich war zu dieser Zeit bereits mit Blankenburgs Arbeit über den „Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit“ (1971) vertraut und habe als Student in Konstanz bei einem Schüler von Ludwig Binswanger, Roland Kuhn, an der psychiatrischen Klinik Münsterlingen im Thurgau an Fallkolloquien teilnehmen können. Im Rahmen des Forschungsprojekts „Soziale Relevanz und biografische Struktur“, geleitet von Thomas Luckmann und Richard Grathoff, hatte ich ab 1974 Gelegenheit, mit dem Direktor des psychiatrischen Landeskrankenhauses Reichenau, Helmut Siedow, der von Karl Jaspers in den Fächern Philosophie und Psychiatrie promoviert worden war, zusammenzuarbeiten. - Ich erwähne dies, um deutlich zu machen, dass mein Weg in die Klinische Soziologie ein privilegierter, von den Zeitverhältnissen besonders begünstigter war.

¹² Vgl. das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Familiensituation und alltagsweltliche Orientierung Schizophrener“, Marburg 1981-1984. (Hildenbrand 1991).

sich mit einem Forschungsprojekt von Hans-Joachim Giegel über das Gesundheitsverständnis von Industriearbeitern (Giegel, Frank und Billerbeck 1998).

Mit Max Weber, Karl Jaspers und Viktor von Weizsäcker und auch mit Wolfgang Blankenburg habe ich den Blick auf das Heidelberger Wissenschaftsmilieu gerichtet. Später, wenn es um Grundlagenfragen angewandter Forschung geht, soll ein anderer Philosoph, dessen Werk untrennbar mit Heidelberg verbunden ist, zur Sprache kommen: Hans Georg Gadamer.

1.3.2 Klinische Soziologie und ihr Bezug zum Alltagsleben

Die Sozialwissenschaften haben die sozio-historische Realität des Alltagslebens zum Gegenstand. Daraus entsteht ein erkenntnistheoretisches Problem: Sie dürfen nicht blind sein gegenüber der Seinsweise ihres eigenen Gegenstands, in welchem sie sich selbst alltäglich orientieren, sondern benötigen einen reflexiven Zugriff darauf. Das heißt:

„Eine Wissenschaft, die die sozialen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit beschreibt und erklärt, muss in der Lage sein, ein Programm der Formalisierung (und einer Meßtheorie, vgl. Cicourel 1970) zu entwickeln, das den konstitutiven Strukturen des Alltagslebens angemessen ist“ (Luckmann 1980, S. 33).

Dieses Zitat leitet über zu der Frage, wie sich Alltag und Lebenswelt zueinander verhalten. Die Antwort: Beide liegen kategorial auf unterschiedlichen Ebenen. Der Begriff „Alltag“ bezieht sich auf Zusammenhänge, die in interaktiven Prozessen erzeugt, also *konstruiert* werden. Der Begriff „Lebenswelt“, der von Edmund Husserl herkommt, befasst sich mit den *konstitutiven* Strukturen des Alltagslebens (Luckmann 1980, S. 33). Wer also Alltag mit Lebenswelt vermischt, muss die kategoriale Vermischung erklären.

Die Formalisierung, um auf Luckmann zurückzukommen, heißt „Strukturen der Lebenswelt“ (Schütz und Luckmann 1984), die aus der Phänomenologie der Lebenswelt generiert worden sind.

Andere, brauchbare Ansätze sehe ich nicht. Henri Lefebvres „Kritik des Alltagslebens“ (1977) ist schon deshalb problematisch, weil dort Marx'sche Kategorien weitab jeder Konstitutionsanalyse durchdekliniert werden. Interessanter ist da schon der Ansatz von Agnes Heller (1978). Ihr wird nachgesagt, dass sie das Dilemma zwischen einer marxistischen Gesellschaftstheorie und der modernen Phänomenologie überwinde, es ihr aber an einem Bezug zur empirischen Sozialwissenschaft mangle (Hans Joas in seiner Einleitung zum vorliegenden Band, S. 19). Was auch immer das Dilemma sei: Es ist Agnes Heller gelungen, „zu einer materialistischen Definition des Alltagslebens zu kommen“ (Heller 1978, S. 13), und wer immer dieses Bezugs bedarf, ist bei Agnes Heller gut bedient. Woran es bei Lefebvre und Heller fehlt, ist der von marxistischen Dogmatismen unverstellte Blick auf die Lebenswelt, und die Frage, was dort los ist, wird verschattet. Diesem Dilemma zu entkommen, hilft das Studium der Arbeiten von Alfred Schütz und seinen Nachfolgern.

Bevor ich aber den Stellenwert der Arbeiten von Alfred Schütz und seinen Schülern bzw. damaligen Kollegen in der Soziologie heute erörtere, ist es mir zunächst ein Anliegen, zurückzukom-